

(Nachdruck verboten.)

47)

Die Fanfare.

Roman von Fritz Mauthner.

(Schluß.)

„Die Fanfare“, murmelte Richard; dann bat er den Freund, ihn hier zu erwarten, und trat rasch ein.

Er mochte sich aber in das tosende Gedränge befrachter Menschen nicht hineinbegeben, sein einfacher Rock wäre aufgefallen, er suchte nach einem Boten. Zu beiden Seiten, wo breite Gänge zu den Logen führten, standen ungeduldig eine Menge Druckerjungen. Richard erfuhr, daß in der Redaktion ein Extrablatt der „Fanfare“ hergestellt würde; es bringe auf der ersten Seite fettgedruckt die Nachricht, daß irgendwo in der Südsee eine Insel dem Deutschen Reich einverleibt worden sei, aber das übrige Blatt sei ausgefüllt mit einem langen Bericht über das Fanfaren-Fest zu Ehren des hundertjährigen Jubiläums des Dingsda; alle Reden seien aufgenommen.

Nun wandte sich Richard doch dem Saale zu.

Auf der Schwelle begegnete ihm Herr Pinkus, der bei seinem Anblick erregt die Hände zusammenschlug.

„Zu spät, zu spät!“ rief er. Der Beschluß ist gefaßt, es wird kein Opernhaus, es wird ein Variététheater; aber ich werde doch Direktor, wissen Sie, ich habe in der Journalistik ein Haar gefunden, was sage ich, ein Haar, ein Pferdehaar habe ich gefunden, eine ganze Seegrasmatratze!“

Richard bat ihn, er möchte seinen Vater zu ihm heranzurufen.

„Was werde ich Ihren Vater nicht heranzurufen, Herr Mettmann? Er wartet auf Sie zwei geschlagene Stunden und ist in einer Laune, Gott soll mich bewahren!“

Da erblickte Pinkus durch die Glasthür den Bientenant, der draußen auf- und niederging. Er zuckte zusammen.

Nach öffnete er für Richard eine goldumrahmte Thür, ließ ihn dort ängstlich eintreten und war selbst plötzlich verschwunden.

Richard befand sich allein in der großen Mittelloge des glänzenden Zuschauerraums. Ihm gegenüber war die Bühne von einem burlesken Vorhang verhüllt, dessen wohl über Nacht entstandene Malerei den Sieg der „Fanfare“ über die vier Elemente darstellte. In der Mitte saß auf einem goldenen Felsen der alte Mettmann als Zeus, eine unendliche Preisliste in jeder Hand. Ueber seinem Haupte bildeten schwebende Wippen einen Kranz, jedes der kleinen Dinger blies aus seinen Pausbacken in eine Posaune. Links aber sah man ein brennendes Haus und jammernde Mütter in den Flammen. Auf mächtigen Leitern standen Feuerwehrlente umher, aber sie löschten nicht, es waren verkleidete Reporter, welche das Schauspiel beschreiben. Rechts oben diente ähulich die Wasserversorgung den Zwecken des Blatts; auf einem Dache, das noch aus den Fluten hervorragte, rief eine hungerrnde Familie um Hilfe, im Nahen daneben saß ein Reporter der „Fanfare“. Unter dem Feuer war die Luft Herrn Mettmann dienstbar, indem sie als pneumatische Maschine Rohrpostbriefe in die Redaktion beförderte. Bei der Erde waren dem Maler die Einfälle vollends ausgegangen. Er hatte einfach einen ungeheuren Globus hingepinselt, in dessen Nordpol wie ein Stück Erdaxe eine Fahnenstange stak. Die Flagge trug natürlich die Aufschrift „Fanfare“. Und auf der Bühne hinter diesem Festvorhang hatte man Richards Tata Morgana aufführen wollen.

Fast die ganze Gesellschaft war im Parketraum vereinigt, wo man, nach der reichen Mahlzeit, bankettierte, schwatzte und rauchte. Nur wenige von den Ehrengästen, denen die Logen zur Verfügung gestellt worden waren, hatten zurückhaltend diese Plätze behalten. Die meisten trieben sich mit den Aufsichtsräten der großen Fanfare und mit Gottlieb Mettmann selbst im Saale umher. Richard mußte an das Gartenfest denken, mit welchem man die Bierwirtschaft, zu welcher dieses Haus gehörte, eingeweiht hatte. Dieselbe Gesellschaft wie damals feierte heute seinen Vater. Vielleicht fehlten heute einige Löwenbändiger und Trapezkünstler, vielleicht hatte sich die Schaar um einige Vertreter der Stadt und des Reichs vermehrt, aber der trüben Accord der Ve-

geisterung, der zu ihm emporschallte, hatte damals ebenso geklungen, als sie ihm den Namen seiner Oper jubelnd zuriefen.

Eben ertönte ein Klingelzeichen, als Herr Pinkus wieder in die Loge hereinschoß.

„Zu was haben Sie den Offizier mitgebracht, Herr Mettmann? Das ist ein ungemütlicher Mensch. Nu, ich habe es mir überlegt, er wird mich in meinem Leibrock nicht erkennen. Darf ich neben Ihnen Platz nehmen, Herr Mettmann? Ihr Herr Papa wird in der nächsten Pause heraufkommen. Er läßt Sie schön grüßen. Die Nummer, was jetzt kommt, muß er sich unten populär machen.“

Diese Nummer hatte inzwischen begonnen. Der Vorhang war in die Höhe gerollt worden und man sah ein lebendes Bild: Prometheus an den Felsen gefesselt; dazu sang der Komiker des alten Operettentheaters die erklärenden Verse nach der Melodie des Straßentieds: „Dort ist der Himmel blau“. In der Coupletstrophe war gesagt, daß Prometheus das Feuer nur zu dem Zweck vom Himmel geholt habe, damit es den Kessel für die Notationsmaschine der „Fanfare“ heiße. Der Refrain lautete nach der bekannten Weise von „Das war im Grimwald“:

Prometheus litt die Qual,
Das war ihm ganz egal,
Wenn nur der Mettmann
Fanfare blasen kann.

Großes Gelächter folgte. Das zweite lebende Bild zeigte Moses, wie er die Tafeln des Gesetzes zerbricht, weil die Juden um das goldne Kalb tanzten. Der Komiker erklärte wieder, daß das die Börse bedeute, und er schloß seine Strophe:

Wir nehmens nicht genau,
Ob kurze fest, ob flau,
Wenn nur der Mettmann
Fanfare blasen kann.

„Das ist ja eine Verhöhnung meines Vaters und der Zeitung,“ sagte Richard plötzlich zu Herrn Pinkus.

Dieser zuckte die Achseln.

„Ihr Herr Papa ist schlauer als alle“ sagte er. „Diese Nummer ist von einem von denen, die ab und zu für den „Kladderadatsch“ schreiben. Er hat geglaubt, sich über uns lustig zu machen. Gott der Gerechte, lustig machen wir uns, weil wir das Geld haben. Ihr Papa hat befohlen, daß es ausgeführt wird. Gerade! Der Autor hat uns verhöhnen wollen mit Moses und den Propheten, oder wie der andre Kerl heißt. Es hat sollen komisch sein, daß diese großen Leute nur Ihres Herrn Papas wegen auf der Welt waren. Aber was ist da zu lachen? Es ist doch wirklich so!“

Indessen war schon das dritte lebende Bild erschienen: Cäsar, der mit ungeheuren Wasserstiefeln den Kubikon überschreitet. Und die Coupletstrophe sagte: Ohne Cäsar kein römisches und kein deutsches Kaiserthum, darum ohne Cäsar kein industrielles Aufblühen Berlins und keine Fanfare.

War Cäsars Stopp auch kahl,
Das ist uns ganz egal,
Wenn nur der Mettmann
Fanfare blasen kann.

So ging es zu Richards wachsendem Entsetzen weiter. Es erschien der Karolinger, der Europa vor dem Islam rettete, es erschien Gutenberg, der die Buchdruckerkunst erfand, und Luther, der sie für seine Flugschriften benützte, es erschien Lessing, „der Vater der modernen Journalistik“, und alle diese Herren hatten nur die weltgeschichtliche Sendung von Mettmanns „Fanfare“ vorzubereiten.

Der Verfasser mußte sich an seinem satirischen Einfalle berauschert haben, denn auch die Männer des großen Kriegs und der Neuorganisation Deutschlands stellte er in lebenden Bildern dar. Man sah den Generalpostmeister Stephan als Tausendkünstler, wie unter seinen Händen der mächtige Erdglobus immer kleiner wurde, bis er ihn schließlich in die Tasche steckt; und das Couplet erklärte, daß das nur geschah, damit die „Fanfare“ schneller an ihre Abonnenten gelangte. Und endlich wagte der Verfasser es auszusprechen, daß das Blut der Tausende in siegreichen Schlachten nur geflossen war,

damit Berlin eine Weltstadt und darin Gottlieb Mettmann ein großer Verleger würde.

Richard erwartete jeden Augenblick, daß die Herren von der „Fausare“ sich einen so plumphen Spott verkitten würden. Aber Pinius schien recht zu behalten. Diese Zuhörer empfanden den Hohn wie das feinste Lob, das durch etwas Selbstironie erachtet wurde. Von Bild zu Bild wuchs das Lachen des Besfalls und am Ende wurde Gottlob Mettmann stürmisch acclamirt.

Antz darauf trat er schwer von Wein, und sein joviales Lächeln noch auf den Lippen, zu Richard in die Loge. Auf seinen Wink entfernte sich Herr Pinius. Da ließ sich der Verleger langsam auf einen Polsterstuhl nieder und versuchte den Sohn mit seinem eisigen Blicke zu meistern. Die Leitung des Unternehmens, in dessen Gebäude sie eben jetzt saßen, drohe seinen Händen zu entschlüpfen; Richards Zerbleiben habe die Feinde von Kata Morgana übermüthig gemacht. Richard müsse unverzüglich selbst von einem zum andern gehen und einen letzten Versuch machen, die Stimme zu seinen Gunsten zu sichern.

Als Mettmann grollend zu sprechen aufhörte, sagte Richard mit ernster Miene:

„Du hättest Deine Worte sparen können, ich habe meine Oper heute nachmittag verbrannt!“

Da erhob sich Gottlieb Mettmann und stützte sich, schwer atmend, auf die Brüstung. Hier in diesem Haus hatte das Werk seines Sohns den Triumphzug beginnen sollen, Tausende waren bereit, den Namen Mettmann begeistert auszurufen, und dieser Dube hatte ihn um alles betrogen!

Zitternd erhob er die Faust, Richard aber unterbrach ihn:

„Ich habe Dir Dinge zu melden, Vater, die Dir noch widerwärtiger sein werden; Frau Leontine und ich haben eingesehen, daß wir nicht für einander passen, sie hat mir mein Wort zurückgegeben. Und ich habe mich soeben mit Fräulein Johanna von Habenois-Trienitz verlobt. Vater, Du kannst die Vergangenheit der Frau Peterfen, Du hast trotzdem den Versuch gemacht, Deinen Sohn an sie zu fesseln. Du hast in dieser Absicht Dein Blatt dazu gebraucht, die Ehre Johannas zu besudeln. Lebe wohl, Vater, ich kehre nicht in Dein Haus zurück, und das meine werde ich vor jedem verschließen, der mein Weib gekränkt hat!“

Zusammengebrochen saß Gottlieb Mettmann da, seine Augen verloren den eisigen Ausdruck; zweimal zuckte er auf, um sich gebieterisch strafend vor seinem Sohn anzurichten, zweimal sank er wieder zurück, und als dieser ihn stumm verlassen wollte, rief er sichtlich, daß es laut durch das Losen der Festgesellschaft klang:

„Richard!“

„Sieh' zu, Vater, ob Johanna Dir verzeihen kann. Ich kann es nicht!“

Draußen schüttelte Richard nur fester Achims Hand. Gesprochen wurde zwischen ihnen kein Wort über den Vater; sie hatten nur das Bedürfnis, die lange Entfremdung durch schrankenlose Aussprache zu überbrücken. So wanderten sie in dem frühen Nachtfrost durch die stillen Straßen, bis sie müde waren und der Lieutenant den Vorschlag machte, das Nachtcafé im Kaiserhof anzunehmen.

Auf dem Wege begegneten ihnen Zeitungsjongen, welche das neueste Extrablatt laut ausriefen; die meisten Leute, die noch des Weges kamen, blieben stehen und kauften die Nummer.

Im Café lag dasselbe Extrablatt auf jedem Tischchen und die Damen und Damen und Herren lasen einander die Nachricht von der neuesten Zahlenhissung und auch den Bericht über das Fest der „Fausare“ vor.

Als die beiden Schwäger gegen vier Uhr morgens das Café verließen und Richard dem Lieutenant das Geleit gab, begegneten ihnen schon in der Leipzigerstraße zahlreiche Gäste des Mettmannschen Festes; sie achteten nicht darauf, Richards Blick hatte siegend das erste Leid um den Vater niederkämpft, und Achim gewann den Jugendfreund mit jeder Stunde lieber.

Eben erzählte er, daß er noch heute in die Garnison zurückkehren und dort dem vorlauten Kameraden einen Denkettel geben werde. Sie standen auf dem Steinperron des Potsdamer Platzes und Achim malte fröhlich das weitere aus.

„Ich kriege sechs Monate Festung, dann werde ich versetzt und übers Jahr komme ich nach Berlin in die Kriegs-academie, hier wohne ich mit meiner Alten zusammen und

will Euch beweisen, daß ich nicht mehr so Thöricht bin, wie Ihr glaubt. Bis dahin habt Geduld mit Mama!“ Er blickte träumerisch vorwärts wie in eine glänzende Zukunft; er hörte nicht, wie neben ihm jetzt noch ein verspäteter Zeitungsjonge die letzten Stücke des Extrablattes mit müder Stimme ausrief:

Da sagte Richard, und auch seine Augen leuchteten in ruhigem Glüd:

„Das Ende der Kata Morgana!“

Eben kam eine lärmende Schar von der Bellevuestraße herauf aus dem Tiergarten. Es war der Direktor Pinius, und um ihn her bemühten sich die fahrenden Künstler und Sänger des neuen Theaters. Pinius, der einzige Mäceterie unter ihnen, schritt würdevoll voran und pfiß die Melodie vom Grunewaldliede; aber auch er bemerkte nicht die Stehmaschinen, die von der Leipzigerstraße her, in schräger Linie anmarschierend, heranzuhren.

Und Achim lachte lustig auf, als Pinius und seine Gesellen plötzlich beiseite springen mußten, um nicht von der Maschine erfasst und zu dem übrigen Schericht geworfen zu werden.

Sonntagsplauderei.

Die dunklen Wogen stürmen heran, sie reden sich auf, beugen sich weit vor, als wenn sie die rosigelb emporsteigende Nordsee-Zügel ganz genau auf ihre Widerstandsfähigkeit prüfen wollten, und zerschellen, eine gewaltige Wölbung türmend und zerschmetternd, in schimmerndem sprühendem Schaum; gelbliche Gischtfloden, die von der mitgepülten Kieselerde zu loien Niesenschwämmen geballt sind, streifen leicht über den Strand bis an die Dünen und hängen sich an das dürre Gras. Die Welt scheint aufgelöst in ein Toben und Heulen, in ein Rischen und Branden, alle Kraft treibt in einem ungehobener schreienden Strudel verherrender Bewegung.

Und doch wirkt dieser Aufruhr wie eine große Stille, wie ein entaimendes Schweigen. Der Knall einer Peitsche, das Anarren eines Stiefels, ja der sanfte Ton einer Geige scheint wie ein ungebühlicher peiniger Lärm gegenüber dieser ruhevollen Erhabenheit des ausgewählten Meers, diesem legenden Sturm, der die Worte von den Lippen raubt und vernichtet. Das ist die Heimat der armen Menschenseele, sie wühlt sich hinein in den Wirbel dieser ungebändigten Kraft und entschlämmert im Schooße der wiegenden Woge.

Die Welt draußen ist verschollen; ich erkläre sie für tot. Wie heißt doch diese Hauptstadt des Deutschen Reichs, aus der ich komme? Der Name läßt sich nicht mehr bannen. Ich habe Vergessenheit getrunken und der Inhalt meines Daseins ist nur noch Sturm, Welle, Düne und Haidelkraut. Wie gleichgültig ist alles übrige! Ich weiß nicht einmal mehr die Namen der jämlichen Bundesprinzen des Deutschen Reichs. Mich fesselt nur noch Eines: Wie hoch mag die nächste Welle steigen? Wann wird sie sich überstürzen? Wie weit wird der Schaum treiben? Ich bedarf keiner weiteren Spannung, keiner andern Anregung. Und wenn jeden zweiten Tag einmal am weiten Horizont die weiße „Cobra“ aufdämmert, welche überflüssige Menschenfrucht von Hamburg bringt, dann ist mein Bedürfnis nach Sensationen und Abwechslungen vollauf gestillt.

Dieses uralte, immer gleiche Spiel der Bewegung, das ist die unerhöpliche Wollust der unstill verlangenden Menschensehnsucht. So brauste die See schon vor Jahrhunderttausenden, im ewigen Wechsel des Gleiden, so fand sich jeder die Menschheit den Frieden im Sturm. . . Ich weiß wohl, das ist ein historischer Irrtum. Wir entzünden uns erst an der ziellosen Kraft der Natur, seitdem wir verstehen, sie zu bändigen. Früher ängstete das Ungehehere die wehrlosen Menschen und sie flehten zu den Göttern um stille Fahrt, die nah an der Küste bang dahin schlich. Aber dieses Wissen unserer Gletschsamkeit kann ich mir nicht empfindend vorstellen. Und ich glaube daran, mich es glauben, daß die Menschen seit Kubeginn sich vor der Größe des Meers in begeisterter Andacht niedergeworfen, die Sämerzen und Wunden ihres Daseins in die tosende Brandung hineingeworfen und alles Erhabene der sterblichen Kreatur von diesem Schauspiel gelernt haben. . .

Und eines Tags, in traumhafter Wandlung, ist die unerhöpliche reiche Oede des wüsten Jüdeldorfs verschwunden. Aus dem flimmernden Herbstnebel des Rheins steigt das lichte Mainz empor. In ernster Arbeit reden und hören wir uns müde, und alsdann sitzen wir tief in die Nacht hinein in irgend einem Weinwinkel. „Wienchen“, die junge Schenkfin, — das ist die ichöne Verwainzerung von Philippine — stellt uns fleißig Stempelblättchen auf den Tisch, wir schnaden mahnwürdigen Lufium, ein verwachsenes Männchen mit bloßem, Angem Gesicht erhebt sich von Zeit zu Zeit und spendet in knapper Pointierung einen Karnevalsspaß — dieses Mainz ist ein lebendes Bildblatt. O, Wienchen, steck' an die Brust Dir diese bleiche Noie, sie hat zwei Blüten und vier Knospen und duftet süße, dann aber, hützig, ein neues Stempelblättchen! Holla, auch ich will einmal ein Schlemmer und Prasser sein und zwei Glas goldenen Weins hintereinander trinken.

Fast glaube ich, daß man in diesem ungebildeten Berlin nicht einmal weiß, was ein Stempelblättchen ist; so ich möchte, man ist so tief in Unwissenheit verfallen, daß man selbst nicht den Unterschied zwischen einem . . . und . . . Stempelblättchen

kennt: Das ist ein tief betrübendes Zeichen norddeutscher Barbarei, und ich fühle mich als erhabener Kulturträger wie nur irgend ein Skatitrieger, wenn ich meiner Weisheit die norddeutschen Brüder teilhaftig werden lasse. Also höre! So nimm ein großes Glas und fülle es zu zwei Dritteln mit hellem Wein, ihnest aber ein Drittel gesäuerten Wassers hinzu, dann hast Du ein Stempelblättchen. Mißest Du aber Wein und gesäuertes Wasser je zur Hälfte, so gewinnest Du ein Schorlemorle, das den Leib erquidit und die Seele beflügelt. Vor allem aber vergiß nicht, daß das Glas groß sei; sonst ist es weder ein Stempelblättchen noch ein Schorlemorle, sondern eine Niederträchtigkeit.

Hohes Wenden, verrät es nicht, daß ich an einem Abend zu zwei Stempelblättchen getrunken und Dir eine blaße Nase mit zwei Blüten und vier Anopen geschenkt habe — sonst muß ich es morgen in der „Post“ oder der „Staatsbürger-Zeitung“ lesen, wie mißfällig socialdemokratische Organe schwarzen und schwarzen — unter dem Vorwand eines Parteitags. Allerdings verpürkte ich eine gewisse stiltliche Verpflüchtung, mich an der Aufreimung der noch vorhandenen Weinvorräte zu beteiligen, um Platz zu schaffen für den Segen dieses Herbstes, der der reichste sein soll seit Menschen-gedenken.

Es ist schlimm, aber ehrenvoll, wenn man vaterlandslos ist. Aber es ist eine Qual, vaterstadtlos zu sein. Auch ich bin ein Berliner, das heißt: ich bin vaterstadtlos; denn dieses Berlin fängt erst in der Gegend von Rannburg an erträglich zu werden. Wenn man ein paar Wochen draußen gewesen ist, begreift man nicht, wie eine menschliche Natur fähig sein kann, dieses Paradebrachfeld für schlechte Gerüche und üble Geräusche zu ertragen, wo man vor lauter Leben nichts erlebt.

Ich bekenne ohne weiteres: An Reichhaltigkeit abwechselnder Genüsse läßt sich die wässrige Eintönigkeit der Nordsee und das weinige Behagen von Mainz nicht mit diesem weltstädtischen Titanen-firmes vergleichen. Welle bleibt Welle, Wein bleibt Wein, vor wie nach Christus, aber Berlin ist ein Sprudel von Neuigkeiten, die uns das Leben darstellen.

Welche Fülle von stetig wechselnden Genüssen quillt allein an einem Tage aus so einem „Vorwärts“-hof. Was will die ewig gleiche staubfreie Luft des Nordseestrandes gegen diese Sensationen rastlos wechselnder Luftforten besagen. Bald glaubt man sich auf einem ungeheuren Schlachtfeld, auf dem 10 000 Gänge gleichzeitig wohlküstig gefenget werden. Bald wähnt man sich in einem Vulkan, der brennende Bläucherlerzen ausspieit. Eine Wolke von holdem Schmierölakalem umfängt uns jetzt lieblich, und im nächsten Augenblick schlürfen wir den löstlichen Hauch schwitzender Pferde oder die Lieblichkeiten sich zerietender Stoffwechselprodukte. Ein Berliner Hof ist unerschöpflich an tiefstimmigen Einfällen. Er beschäftigt alle Sinne gleichermäßen und schafft förmlich eine Liebesbrüderung mit Lebensgefühl. Ein Sängerkrieg, der plötzlich zwischen einem auf die zwölfsache Wiederholung des Pariser Einzugsmarsches eingetriben Vierlasten und einem am Fenster nach Lo-o-o-o-ra schreienden Papagei ausbricht, vermag das beschauliche G. mit für eine halbe Stunde in interessanter Weise anzuregen. Ist der Weltkriege zu Ende, so folgt als Ablösung ein Trompeterzeit, das in stetig schwellender Wucht neue dekorative Harmonie-bignetten zu entdecken strebt, übertönt am Schluß von dem grandiosen Bisden einer Maschine, deren Dampf freudig den Weg in die Freiheit sucht. Mächtig kommt der Abendfrieden, dort an der grauen Wand, an die die sinkende Sonne ein magisches Alpenglühn malt, öffnen sich zugleich zwei Fenster: aus dem einen strözt gleichsam mit gepanzertem Kehlopf des Heldentenorlied „Strömt herbei, ihr Völkerscharen“ — die Generalprobe für die Darbietungen einer Variététruppe; aus dem andren wimmert verstört unter den letzten Bindungen eines zusammenbrechenden Slaviers der schmachtende Liebeswalzer der kleinen Geisha. Während dessen schreibt drinnen in der mit dem Echo aller Dünste und Schreie angefüllten Stube, in trauer Nachbarschaft drohnender Maschinen, ein Mann einen giftgeschwollenen Leitartikel über China; sein Herz bebt noch von dem hohen Stolz über eine vor ein paar Stunden rühmlich überstandene Todesgefahr, war er doch kühnlich die feinerne Redaktionstreppe emporgestiegen, von deren Stufen jedwede einen Genickbruch kündet.

Das ist in schwacher Andeutung der Lebensreichtum eines einzigen Berliner Hofes, auf dem man zudem weder hausieren, noch musizieren, noch die Pferde füttern darf. Und nun multipliziere man die Vergnüglichkeiten aller Höfe, Straßen, Zimmer Berlins, und man wird einen matten Mglanz abnen der virlischen Größe.

Ein Glück ist's noch, daß die Erzeugnisse dieser Welt höchstens eine Woche im Gehirn der Großstädter aufgespeichert werden. Sonst würde es der unaufrichtigen Steinnigung durch die sensationellen Neuigkeiten schnell erliegen. Alle paar Tage ist großer Värmungsa-Überverkauf des Gedächtnisses, und keine Erinnerung darf bei einem anständigen Bürger weiter zurückreichen als einen Monat.

Freilich ist mit solcher Samselverdamung eine gewisse Unant-barkeit verknüpft. Ich habe mit Schaudern bemerkt, wie pietätlos die Presse in dem blutigen Wellttag der Berliner Warenhäuser verfährt, der die Sensation dieser Woche ist und alle Zeitungs-verleger begeistert. Noch klingen mir in den Ohren die journalistischen Lobgesänge, die man einst auf Bertheim anstimmte. Vergessen ist, daß man auch bei ihm einst festlich Hummermajonnaise, Kaviar-brötchen und Selt verfertigte, der publizistischen Pflicht genügt.

Jetzt ist das Zieghausische Zeitalter angebrochen und die publizistische Pflicht huldigt dem neuen Herrn, der durch Konserven die Landwirtschaft und durch 10 Pfennig-Romane die Kunst rettet. Zieg stellt noch mehr Hummermajonnaise, Kaviarbrötchen und Selt der publizistischen Pflicht zur Verfügung, seine Schaufenster — das eigentliche Haus steht in einem Glaskasten — sind noch größer, seine Warenhaufen höher, seine Glühlichter und Bogenlampen zahlreicher als bei Bertheim, bei dem auch keine Niederdinnen am Eingang ihre kolossale Nacktheit feilboten.

Berlin ist durch den Zieg-Bau wieder an jener lärmenden Architektur reicher geworden, welche die Stadt zu einer zoologischen Schauhallung durcheinander schreiender Vögel macht. Bei Bertheim hatte sich die vornehme Zweckmäßigkeit fast zu einer Art neuer Schönheit ge-süßigert, Zieg ist der Held des großen Einmaleins, der künstlerische Größe auf dem Wege der Vervielfachung erzielen zu können glaubt. So wird Berlin nach der Weise einer Auktion überbietend emporgetrieben, bis es am Ende doch die schönste Stadt der Welt wird, die nichts von Schönheit mehr weiß. Und die Männer der publizistischen Pflicht, die einst Bertheim priesen und jetzt Zieg vergöttern, werden sich wandeln mit jedem höheren Angebot und immer das letzte Wett-wunder mit geläufiger Goldfeder als den Gipfel bürgerlicher Herr-lichkeit feiern.

Ich aber gedenke, fern von Zieg und Bertheim und Zandorf und derer, die da kommen werden, des friesischen Strohhäuses auf der Sthler Heide, dem der Sturm die Fenster durch das Schilf plätschern, und träume von einer Schönheit, die der Jahrtausende verwehender Neuigkeiten spottet . . . J o c.

Kleines Feuilleton.

dr. Ein Haus. Hinter dem Vuchenschlag lüchtete sich der Wald. Das Unterholz hörte auf. Die Bäume wurden spärlicher, hier und da schimmerte bereits der Fluß durch das dichte Grün der Brombeerbreden. Man hörte die Wellen durch das Schilf plätschern, hörte das langgezogene Tuten der Dampfer. Ein frischer Wind strich vom Wasser her. Noch den niederen Hügel hinauf, wir haben unser Ziel vor uns.

Heiligensee! Endlose Weiten. Weigrau hängt der Herbsthimmel über Wasser und Wiesen. Die Felder leer. Nebbhühner schwärmen durch die Stoppeln, in der Ferne zieht eine Kette wilder Enten. Ueber den Hüften im Dorf zittert blauer Rauch, sonst auch nicht eine Spur von Leben.

Das alte Fräulein schlug die Hände zusammen: „Rein, ist das schön, ist das wunderschön!“

Langsam stiegen wir den Hang hinab. Vor uns ein schmaler Damm, links der Fluß, rechts der See. Wasser und Wiese, wohin das Auge blickt, ein Etüd Märchenland mitten im märkischen Wald. Am Wege hin blühte das Heidekraut.

Das alte Fräulein sog den würzigen Duft in vollen Zügen ein: „Es ist wie an der See hier — schauen Sie, direkt wie an der See, Wasser überall — und diese wunderbare Stimmung, die über allem liegt. Diese graue Herbststimmung — sie ist wie geschaffen für die märkische Landschaft.“ Mit halblauter Stimme summt sie:

Ich liebe die grauen Tage,
Die grünen, grauen Tage —

„Glauben Sie nicht, daß hier einmal Wenden ansässig waren? Ich glaube es sicher, der Ort ist wie geschaffen für die Wenden.“

„Echon möglich, das Dorf ist sehr alt.“

„Und der Name deutet direkt auf eine ehemalige Kulturstätte“ — sie sah nachdenklich auf das Wasser, das düster und grau zu ihrer Rechten lag. „Heiligensee . . . es ist vielleicht ein Tempel darin verjümt . . . oder ein altes Götzenbild . . . oder ein . . .“

„Oder ein alter Gaul wie der da“ — und ich wies auf das Bild, das sich bei der Wegbiegung unfrem Auge bot.

Das alte Fräulein über den Graben gespannt, der Fluß und See verbindet, der Boden darauf ein schwarzer Morast, und in dem Morast ein Mann, ein Pferd und ein Wagen. Der Wagen stol fest und der Mann schimpfte: „So 'ue verfluchte Zucht, son' Dred hier aufzufahren. Bei jedem Regen wird es lichtsichtig und man bleibt drin stecken, nee, son' Schafslöppe . . . sonne . . . er brach ab; er halte uns gesehen und nun nahm er die Mühe ab: „Ne, entschuldigen Sie man, meine Damens, aber da kann man doch wirklich wild werden, machen sie hier den Boden hoch mit son schwarzen Dred, der bei jedem Regen 'u dider Matsch wird . . . sonne Gels . . . Er nahm das Pferd beim Zügel und versuchte es vorwärts zu ziehen.“

Das alte Fräulein nahm den Kleiderrod hoch und tänzelte zierlich durch den Morast: „Ziehen Sie doch dem Gaul eins über, dann wird er ja schon gehen.“

„Schlagen?“ Der Mann drehte sich um, mit seinen großen wasserblauen Augen starrte er sie an: „Schlagen?“ „Ach nee — id wer doch meinen Haus nich schlagen!“

„Alle Pferde werden geschlagen,“ sagte das alte Fräulein weise.

„Na, dett is ja möglich, wenn id son' jungen Acker habe, der seine Aiden ansieht, denn han' id auch zu. Aber meinen ollen Hans? Nee, Du kriegst keene Steife, nich wahr mein Oller?“ Er klopfte das Pferd beinahe zärtlich an den Hals — dann wandte er sich wieder zu uns: „Nee sehn Se, id hab'n mi all zwöf Jahre und

er is immer fleißig gewesen und hat mir all mein bisken Ernte in-
fahren helfen uns Feld gepflügt und so. . . Ne nu is er ja stoch-
blind, nu is er ja zu nischt mehr nuge, aber schlagen, schlagen wer
id'n nie. . .

„Über wenn das Tier blind ist, geben Sie es doch dem Schinder,“
sagte das alte Fräulein. . .

„Ne wo wer id dem!“ Der Mann lachte und legte den Arm
um des Pferdes Hals: „Son Vieh, was sich for einen hingeradert
hat und einem hat arbeiten helfen 'm Schinder? Aee, denn mißt
man ja 'n ganz undankbarer Kerl sein, des wär' ja niederträchtig.
Aee mein Hans kriegt's Gnadenbrot, bis er von selber stirbt.“

Ich sagte: „Wir gehen nach dem Dorf, vielleicht treffen wir
einen, oder können wir Ihnen jemand schicken, der Ihnen hilft?“

Er zog dannd die Mütze, aber er schüttelte den Kopf: „Aee,
lassen Se man, meine Damens; is nich nötig! Wir haben Zeit.
Mein Oller soll bloß 'n bisken frische Luft schnappen, wenn er 'ne
Stunde hier steht, thut's nischt; in 'ner Stunde wird dann schon eener
kommen.“

Wir gingen weiter sehr schweigsam, sehr still. . . Als wir in
die Dorfsraße einbogen, blieb das alte Fräulein stehen: „Nein, solch
ein Bauer — Bauer war es noch kaum, solch ein gemeiner Wünder
und solche Anschauungen. Finden Sie nicht — ach es ist eigentlich
lächerlich — aber finden Sie nicht, wirklich am allerdelsten dent
doch immer das Volt.“

Dabei zog sie das Cape fester um die Schultern und ihre grauen
Löchchen flatterten im Winde. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Gärtnerkünste. Ernst Krause schreibt im „Pro-
metheus“: Zu den mancherlei Künsten, in denen die Alten uns über-
legen gewesen sein sollen, würde auch das Pflropfen beliebiger Reiser
auf fremde Bäume gehört haben, wenn man ihren Berichten darüber
vollen Glauben schenken dürfte. Die heutigen Gärtner und Botaniker
waren aber im Gegenteil zu der Ueberzeugung gekommen, daß man nur
nahe verwandte Gewächse aufeinander pflanzen könne, z. B. Pfirsche auf
Pflaumen, die beide zu derselben Familie gehören, und Birnen
auf Quitten, Weißdorn und Ebereschen, die, wie sie selber, zur
Familie der Pomaceen gehören. Und selbst bei so naher Verwandt-
schaft seien die Arten oft sehr eigensinnig, denn Birnbäume wollten
nicht leicht Apfelreiser forternähren, und auch die Kirsche wolle sich
keine Pflaumen aufsetzen lassen. Was haben uns dagegen die Alten
von ihren Wunderthaten in dieser Richtung vorgeschwärmt! Der alte
Varro zwar meinte noch, es ließen sich nur nahe verwandte
Pflanzen verbinden, allenfalls Apfel und Birnen, aber nicht
Birnen auf Äpfeln, doch der kaum 50 Jahre jüngere Virgil singt
bereits in seinem Gedichte von der Landwirthschaft:

Erbeerbäume, die struppigen, impft man mit Nußbaumfrüchten,
Und voll prangte mit Äpfeln die unfruchtbare Platane,
Weiß von Kastanien, blühte die Buche, von Birnen die Esche,
Und es erfammelten Eicheln die Säur' schon unter den Äänen.

Bei einem Dichter würde man auf solche Angaben nicht allzu-
viel geben, aber bald darauf berichteten Naturforscher wie
Plinius und nützliche landwirthschaftliche Autoren daselbe
mit noch allgemeinerer Betonung. Columella beginnt seinen
ausführlichen Bericht über die Praxis des Pflropfens und
Veredelns gleich mit der Bemerkung: Jeder Zweig löme auf jeden
Baum verpflanzt werden, wenn nicht etwa seine Rinde der des
Unterstammes allzu unähnlich sei. Am sichersten gelinge die
Pflropfung, wenn die Früchte beider Bäume ähnlich seien und zu
gleicher Zeit reif würden. Plinius erzählt uns, er habe einmal bei
den tullanischen Tiburten einen auf die mannigfachste Weise
gepflropften Baum gesehen, der alle Arten von Obst trug; an dem
einen Aste hingen Nüsse, an andren Beeren, Weintrauben, Feigen, Äpfel,
Birnen und Granaten; der vielseitige Baum sei aber nicht alt geworden.
Auf die Platane und Steineiche löme man am leichtesten pflropfen,
aber leider verdürben ihre Säfte den Geschmad der Früchte, auch
auf Feigen- und Granatenstämme ließe sich alles pflropfen. In einer
andern Stelle meint er aber, es sei Sünde, so viel Gewächse durch-
einander zu pflropfen, und in einen vierfach gepflropften Baum schlage
der Blitz mit vierfacher Gewalt ein.

Es ist möglich, daß Plinius Ähnliches wirklich gesehen hat, denn
auf die eine oder andre Art scheint man dergleichen jedenfalls
erreicht zu haben. Auf pompejanischen Gemälden sieht man
solche mit den verschiedenartigsten Früchten beladene Bäume dar-
gestellt, und man glaubt, daß man dazu hohle oder künstlich gehöhlte
Stämme benutzt habe, durch welche die Schößlinge einer andren
Baumart hindurchgezogen worden seien, die dann in der
Krone ihre verschiedenen Blüten und Früchte entfaltet hätten.
Auch neuere Gärtner haben solche Kunststücke zu stande
gebracht, und Wissemann erzählt, 1853 auf einer Gartenbau-Aus-
stellung ein Stämmchen gesehen zu haben, welches zugleich Rosen-
und Orangenblüten trug. In früheren Zeiten erzählte man auch
ganz allgemein, daß man durch Pflropfung auf Eisenstämmchen
schwarze Rosen erzielen löme. An jene Behauptungen der Alten,
daß bei gehöriger Vorsicht auch bei Pflanzen verschiedener Familien
ein Aufeinanderpflropfen möglich sei, wird man jetzt durch
einen Bericht erinnert, welchen Lucien Daniel kürzlich der
Pariser Akademie über solche heterogene Pflropfungen vor-
gelegt hat. Er erzählt darin, daß es ihm im vorigen

Jahre gelungen sei, eine Vernonia (auf eine Spizklette (Xanthium)
zu pflropfen, obwohl die erstere Pflanze zu den Kompositen und die
letztere zu der Familie der Umbrofiaceen gehört. Dieser Fall einer
gelungenen Vereinigung würde aber nicht viel beweisen, denn so
verschieden auch die Spizkletten von den Kompositen im äußeren
Ansehen sind, so haben sie doch auch viel Verwandtes in ihrer
Blüten- und Fruchtbildung, und einzelne Botaniker haben sogar die
Umbrofiaceen den Kompositen einreihen wollen.

L. Daniel setzte daher seine Versuche im laufenden Jahre mit
Sämlingen aus ganz verschiedenen Familien fort, bei deren An-
gehörigen sicher von keiner morphologischen oder pphytiologischen
Verwandtschaft die Rede sein kann, wobei er nur darauf sah, daß
eine gewisse Ähnlichkeit in Wuchs, Wachstumsart, Saftgehalt usw.
der zu verbindenden Pflanzen vorhanden war. Bei voller Sorgfalt
der Einfügung und Behandlung gelangen ihm so die heterogensten
Verbindungen. Es ließen sich z. B. leicht Tomaten und Kohl,
Topinambur und Solanum aufeinander pflropfen, Pflanzen, die sehr
verschiedenen Abteilungen des Gewächsreichs angehören, aber ein
gleich üppiges Wachstum besitzen. Dagegen gelang es nicht
oder nur in wenigen Fällen, Pflanzen, die schon etwas älter waren,
zu verbinden, z. B. Ahorn und Flieder, Astern und Phlox; die Ope-
ration glückte nur bei jungen Schößlingen. Gleichwohl sieht Daniel
durch die zahlreichen Fälle, in denen die Verbindung glückte, den
Beweis erbracht, daß die bisherige Annahme der Botaniker, es
ließen sich nur nahe verwandte Pflanzen aufeinander pflropfen, un-
begründet sei, und daß sich wirklich, wie die Alten behaupteten, die
verschiedensten Pflanzen auf einander pflropfen lassen, wenn nur mit
der nötigen Sorgfalt und Umsicht vorgegangen wird. Zu der
That sehen wir ja bei den Schmarotzerpflanzen, die sich durch
eine Art natürlicher Pflropfung unter der Rinde der verschiedensten
Bäume und Sträucher festsetzen, wie der Saft von Gewächsen
aller Abteilungen ausreicht, dieselbe Pflanze zu ernähren. Unsere
gewöhnliche Mistel gedeiht auf einem halben Hundert verschiedener
Laub- und Nadelhölzer, auf Kiefern, Tannen, Weiden, Pappeln,
Birken, Äpfel- und Birnbäumen, in schweren Fällen auch auf Eichen.
Es wären demnach neue Versuche nötig, um zu entscheiden, ob die
Gärtner Alt-Roms nur gesunkert haben, wenn sie behaupten, durch
die Kunst Ähnliches zu erreichen, wie es hier in der Natur vor sich
geht. Vielleicht war die Mistel, zu der sich ja in Italien noch andre
Varnschmarotzer gesellen, die erste Lehrmeisterin der Gärtner in
dieser Richtung, denn sie vollführt die heterogensten Pflropfungen
unter erschwerenden Umständen, indem sich der Keim erst das Loch
öffnen muß, durch welches er sein Würzelchen in das fremde Holz
pflanzt. —

Geologisches.

— Ueber junge Hebungen in der Hudsonsba
berichtet Oshenius in der „Zeitschrift der Deutschen Geologischen
Gesellschaft“: Das Gelände, welches die leichte Hudsonsba umgibt
— nur eine verhältnismäßig geringe Centralpartie wird über
200 Meter tief — ist in fortschreitender Aufwärtsbewegung begriffen
und läßt vermuten, daß die ganze Wucht in wenigen Jahrhunderten
verschwinden wird. Die Grenze des Hebungsgelbiets scheint scdwärts
von Nordufer der fünf großen Seen herzulansen und stimmt mit
der Längsachse der Jamesba, der südlichen Ausbuchtung der
Hudsonsba überein. Das Hebungsgelbiet gehört der lauren-
tischen Schwelle an, die sich im Südwesten, Süden und
Südosten bogenförmig um die Hudsonsba zieht und vom
Athabascasee bis nach Keufundland reicht. Südwärts von dieser
Region macht sich aber deutlich eine Senkung bemerklich; an der
Südliste des Ontario und am Südende des Michigan bei Milwaukee
und Chicago ist das Wasser im Lauf des letzten Jahrhunderts um
3 Decimeter gestiegen. Während früher das große Becken,
dessen Reste wir in den fünf Seen haben, zur Hudsonsba ab-
gewässert hat, durch einen Ausfluß aus dem Oberen See, dessen
Ueberbleibsel sich noch deutlich erkennen lassen, werden sich die Ge-
wässer jener Seen nach einigen Jahrtausenden ihren Weg über
Chicago durch den Mississippi zu dem mexikanischen Meerbusen
bahnen. Wir haben hier wahrscheinlich das sichtbarste Beispiel von
Hebung und Senkung der Erdoberfläche, das sich mit dem Maßstab
verfolgen läßt. —
(„Globus.“)

Humoristisches.

— Vom Regen in die Traufe. Landwirt (gut-
müthig): „Herr Bürgermeister, Sie sind gewiß hundsüß!“
Bürgermeister (er ist sich den Schweiß von der Stirne wischend):
„Aber, Herr Wirt, so spricht man doch nicht zum Bürgermeister!“
Wirt: „Nehmen Sie es nicht übel, Herr Bürgermeister, ich meine
nur, weil Sie so saumäßig schwippen!“ —

— Unnötig. Er: „. . . Unsere Liebe darf uns aber nicht
blind machen und wir müssen uns bestreben, gegenseitig unsre Fehler
zu entdecken!“

Sie: „Laß mir. . . das werden unsre gemeinschaftlichen Freunde
schon besorgen, sobald unsre Verlobung bekannt wird. —

— Kathederblüte. Pro esse: (das leidenschaftliche Auf-
brausen und andrerseits die leichte Verjöhlichkeit der Italiener be-
sprechend): „. . . Der Italiener, wenn er gereizt wird, zieht seinen
Dolch, stößt seinen Begner nieder — und hernach sind sie die besten
Freunde!“

(„Flieg. Bl.“)